

René Schickele und die „himmlische Landschaft“ am Oberrhein ✓

Zum 120. Geburtstag am 4. August

„Meine Herkunft ist mein Schicksal“, sagte René Schickele, 1883 geboren. Er verkörpert die Situation des im Elsass Geborenen, der ein Leben lang den Ausgleich über den Rhein hinweg sucht, der ihn literarisch bauen will, mit literarischen Brücken, die diesen Brückenbau für immer dokumentieren: „Der Fremde“, „Hans im Schnakenloch“, „Das Erbe am Rhein“, „Die Witwe Bosca“, „Himmlische Landschaft“ u. a., dazu viele Essays, vielfältige lyrische Belege, geschrieben von einem französischen Staatsbürger und einem deutschen Literaten.

In Badenweiler gibt es eine „René-Schickele-Schule“, Inge Rosenkranz ist mit ihren Schülern immer auf Spurensuche. Und sonst? Fehlanzeige?

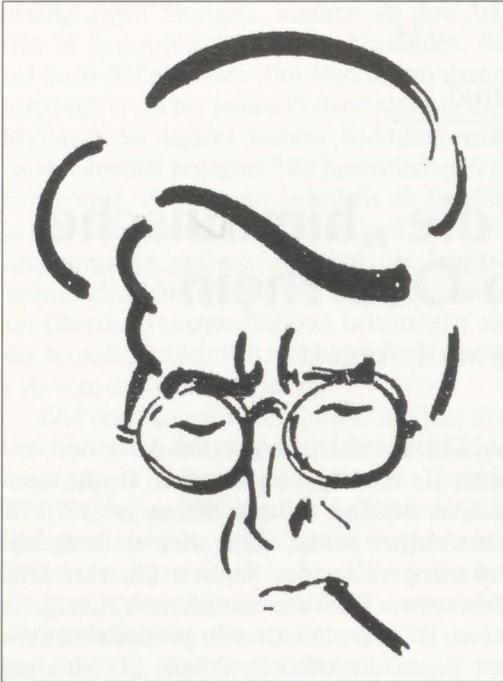
1883: Das Elsass ist seit dem Krieg wieder deutsch bzw. „preußisch“, „Reichsland Elsass-Lothringen“, wo noch überall alemannisch-fränkische Dialekte gesprochen werden, wo die „Regermanisierung“ wacker betrieben wird und die Elsässer sehr wohl ihre eigene Identität wahren wollen. Eine bürgerliche Minorität versucht engagiert, auch den französischen Anteil an der elsässischen Kultur zu erhalten und zu sichern.

René Schickele wird am 4. August 1883 in Oberehnheim (Obernai) geboren, bekommt zum damals europaweit modischen Vornamen noch Marie Armand Maurice hinzu. Der Stammbaum der Schickele ist zunächst nachgewiesen in Stetten, früher Stettheim, Besitz des Stifts Säckingen, in der hohen Gerichtsbarkeit der Herrschaft Rötteln (heute zu Lörrach gehörig). Aber seit Ende des 17. Jahrhunderts lebt unsere Familie Schickele im Elsass, in Mutzig, der Kleinstadt mit dem schönen Stadt-

tor und den alten Fachwerkhäusern; dort arbeitet sie vor allem im Weinbau. René's Vater Jacques Antoine – Jakob Anton ist 1870/71 französischer Soldat, dann wird er deutscher Polizeikommissar des Kantons Oberehnheim, zieht später (1895) aber zurück nach Mutzig, zu seinen Weinbergen – ein sehr persönlicher Protest gegen die offizielle Politik. „Je suis un rustre“ – ein Bauer, „einer vom Land“; für „Blut und Boden“ war Vater Schickele aber nicht zu haben. Der Sohn nennt ihn einen „echten Elsässer, also einen Alemannen deutscher Sprache“. Er ist verheiratet mit Marie Elise Féraud, Lehrerstochter aus Fontaine, der Hauptstadt des Kantons Belfort; Fontaine bleibt 1871 französisch, Marie bleibt francophone („Was kooscht Krum-de-terre“ – Was kosten die Kartoffeln – soll der einzige Satz gewesen sein, den Madame Schickele auf elsässisch sagen konnte) – im Elternhaus wird immer französisch gesprochen. René Schickele ist „Sohn eines echten Elsässers, der eine ebenso echte Französin zur Frau hatte“, er hat einen strengen Vater und eine sehr gemütvolle Mutter – ein günstiges tête à tête zweier Kulturen, zweier Traditionen.

OBERNAI – OBEREHNHEIM

Aber die ersten Kinderjahre verbringt René Schickele in Obernai/Oberehnheim, einem der schönsten Wein- und Gebirgsstädtchen im Elsass am Fuß des Mont Sainte Odile (Odilienberg) – mit Erinnerungen an Herzog Etticho und seine Tochter Odilia, die „Mutter des Elsasses“. Schickele zitiert gerne Philesius Vogesina (Matthias Ringmann, Freund des Freiburger Kartographen Martin Waldsee-



Zeichnung von Emil Bizer

müller): „Hier wächst lieblicher Wein auf sonnengesegneten Hügeln“ – es ist die Landschaft einer glücklichen Kindheit, die Augen und Ohren öffnet. Und sie ist voller Geschichte. Zur Zeit der Stauer ist hier am Oberrhein „maxima vis regni“ (Otto von Freising), das Zentrum des deutschen Reiches. Seit dem 12. Jahrhundert ist diese Region im Besitz der Hohenstaufen, 1153 weilt Kaiser Friedrich Barbarossa auf der Hohenburg zu Gast. Und in den folgenden Jahrhunderten, wo die Sanduhr der Geschichte immer wieder umgestülpt wurde? Geschichte im Wandel und Wechsel und im großen Bogen der Zeiten beschäftigt den jungen Schickele, der den „schönen Garten Elsass“ als Objekt der Begehrlichkeit verstehen lernt und die Erfahrung des Grenzlandes von Empfindlichkeiten und zerstörerischer Eifersucht, von tödlichen Dramen macht.

DIE „WILHELMINISCHE SCHULE“

Zunächst tut René Schickele wenig in der Schule, vor allem nicht in der deutschen Sprache, „so dass meine Lehrer mich ein wenig

wie ein Negerkind behandelten. Aber schon fünf Jahre später schrieb das Negerkind die besten deutschen Aufsätze . . . Die Tatsache, dass ich deutsche Schulen besuchte, genügt nicht . . . Ich sprach nicht Schriftdeutsch als Kind, aber ich sprach mit meinen Kameraden Elsassisch, einen deutschen Dialekt, die Sprache unseres Volksstammes. Das genügte. Nicht die Künstlersprache ist die stärkere, sondern die Volkssprache“ (1926). – Schickele liest Goethe, Mörike, Heinrich Heine – und Karl May. Aber nicht diszipliniert nach den Curricula des Bischöflichen Gymnasiums St. Etienne/St. Stephan in Straßburg, wo er die Oberstufe besuchen muss: „Ich bin unter Blitz und Donner nach Schluss von Unterprima ausgetreten . . ., weil ich eben auf dem katholischen Gymnasium ein gar heidnisches Leben führen wollte. Ich habe die Schiffe hinter mir abgebrannt“. (Leider sind auch alle Schülerunterlagen während des letzten Krieges im Schulhof verbrannt worden). Schickele ist ein schwieriger Schüler, voller Ungeduld, voller Hass gegen die „Wilhelminische Schule“, ganz unangepasst – im Gegensatz zu seinem Bruder, der artig und tugendhaft und zur Freude der Eltern seine Karriere vorbereitet, Professor der Medizin wird (allerdings früh stirbt).

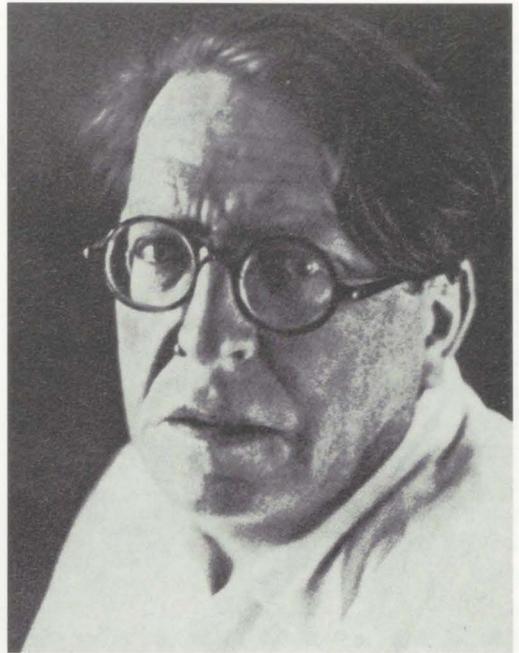
NICHT BERLIN, NICHT PARIS

Zu einer abgeschlossenen und bestätigten Ausbildung – der Vater will unbedingt „ein geregeltes Studium“ – kommt es nicht bei René Schickele. Er spürt auch das Talent des Malers, auch des Musikers – vielleicht hätte er der „Komplikation“ des Dichtens entgehen können. Aber er lässt sich antreiben vom Geist der Provokation, der Rebellion – des politischen Engagements nach dem Beispiel Emile Zolas: Er ist für ihn der „Prediger der That, der Kündler neuer Morgenröten . . . nimmermüd nach dem Neuen, nur Gesehten, mit dem die Zeit schwanger geht“; Schickeles „Stürmer“ hat ein klares Programm (der Herausgeber der „Halbmonatszeitschrift für künstlerische Renaissance im Elsaß“ ist gerade mal 18 Jahre alt!): „Lieber Leser, mit Rührung wirst Du vernennen, dass wir beschlossen haben, Straßburg aus dem Pfuhle des Stumpfsinns und der intellektuellen Verseichung zu ziehen.“ Die

dritte Nummer seines „Merkur“ wird 1903 beschlagnahmt, Wilhelm II. ist darin als „Scharlatan“ karikiert. Aber Schickele und seine Freunde wollen weiter Vorkämpfer, avantgarde, Spitze sein. Starken Einfluss übt Nietzsche aus. „An die Jugend wenden wir uns, an die, die unverbrauchte Kraft in sich spüren, denen neue, wilde Thaten im Blut brennen, die die Wucht haben zu brennen . . . Die Starken werden bleiben, sie allein, und auf dem Wege weiter schreiten, der nicht nach Berlin führt und nicht nach Paris, sondern endlich in die Heimat“. Auf alle Fälle wollte er die Grenzen seiner Biographie selbst setzen, eine verengte Weltsicht nicht zulassen.

PARIS-BERLIN – BERLIN-PARIS

Und dennoch: 1903 zieht Schickele um nach Paris, schreibt dort für Zeitungen u. a. Reportagen über Aristide Briand und Jean Jaurès, der dafür wirbt, dass Frankreich auf Revanche-Politik verzichtet. Schickeles Leben wird neu bestimmt durch die Heirat mit der Rheinländerin Anna Brandenburg, mit der er ab 1904 in Berlin wohnt, wo er ein „Magazin für Literatur“ herausgibt, Balzac und Flaubert übersetzt, seine familiären Pflichten ernst nimmt. Fast macht er den Eindruck, „bürgerlich“ zu werden, zeigt (fast) unbekümmerte Lebensfreude (Das Unternehmen der Schwiegereltern erweist sich dann bald doch nicht als zukunftsfruchtig). Aber wieder zieht es ihn nach Paris, zusammen mit seinem Jugendfreund Otto Flake, er verschreibt sich ganz politischem Journalismus, wird zum Linkspazifisten im Sog von Jaurès: „Ich schwöre ab: Jeglicher Gewalt – j'abjure toute violence . . .“). Dies empfiehlt ihn kurzfristig als Chefredakteur der „Straßburger Neuen Zeitung“. Aber ab 1912 ist er wieder in Berlin, erlebt dort 1914, hofft auf einen „Sozialismus mit hellem, friedlichem Menschengesicht“ – und wird entmutigt, desillusioniert, ist voll dunkler Ahnungen. Sein Augenleiden erspart ihm den Militärdienst, er wird „zur Wiederherstellung der Gesundheit in die Schweiz beurlaubt“, fühlt sich zerrissen: „Spannen Sie einen Menschen mit Armen und Beinen zwischen zwei Pferde, jagen Sie die Pferde in entgegengesetzter Richtung davon, und Sie haben



René Schickele (1883–1940)

genau das erhabene Schauspiel der elsässischen Treue“. Ein immenser Briefwechsel u. a. auch mit Wilhelm Hausenstein, dokumentiert jene Zeit – und Schickeles „Hans im Schnakenloch“ von 1914, in Frankfurt a. M. 1916 uraufgeführt (es folgen 89 Aufführungen, mitten im Krieg), zeigt die Entwicklung des sich neuformierenden Dramas:

„Dr Hans im Schnokeloch het alles,
was er will,
un was er het, diss will er nit,
un was er will, diss het er nit
dr Hans im Schnokeloch het alles,
was er will“.

1914 schreibt Schickele in sein Tagebuch: „Falls Deutschland den kommenden Krieg gewinnt, hört ‚das Elsass‘ auf zu existieren“.

FRANZÖSISCHER STAATSBÜRGER IN BADENWEILER

Schickele wird 1918 Franzose (citoyen français), denn „die Eltern und Großeltern sind in Frankreich vor 1871 geboren“. Schickele hierzu (1920): „Gestern deutscher, heute französischer Staatsbürger; ich pfeife darauf“

(Mehr als 100 000 Deutsche müssen übrigens bis September 1920 Elsass-Lothringen verlassen). Schickele will nun ganz bewusst „im großen gegründeten Garten zwischen Vogesen und Schwarzwald“ leben, „der so eins und unteilbar ist, dass die politischen Grenzen deutlich als eine Fiktion erscheinen“.

7 Gedichtbände kann er zwischen 1902 und 1920 veröffentlichen, als Lyriker wird er freilich weniger bekannt. Der Maler Emil Bizer (1881–1957) – alters- und wesensgleich – gibt dem Freund den Rat: „Komm nach Badenweiler!“ Schickele im Glück: „Vom Hochblauen hinab zum Rhein, von Freiburg bis Basel, Blatt um Blatt schlug Bizer mir auf“. – Und Badenweiler? „Aus dem einstigen Dorf war ein schmucker kleiner Kurort geworden. Die Jungen rissen die Alten mit, die zwar vorläufig noch ihren Acker weiter bebauten, sich aber nebenbei, fast ohne es selbst zu merken, in Pensionsinhaber und Zimmervermieter verwandelten. Nach und nach mussten auch die Scheunen daran glauben; es wurden Garagen aus ihnen gemacht“. Dort findet er tatsächlich sein „Paradies am Waldesrand“, für kurze Zeit fast die Illusion eines ungetrübten Glücks, lässt sich von Paul Schmitthenner (geb. 1884 in Lauterburg im Elsass, 1907–09 Leiter des Hochbauamtes in Colmar, nach 1918 Architektur-Professor in Stuttgart) ein Haus für sich und die Kinder bauen. (Eintrag vom 29. 7. 1932: „Gibt es Schöneres auf der Welt als mein Haus, mein Garten, die Landschaft, in der es steht? Wie schlimm, wenn ich weg müsste . . .“). Es folgt die „klassische Periode“ des René Schickele in dieser „himmlischen Landschaft“, in einem Gefühl der Geborgenheit, der Heimat, der Vertrautheit (eine schöne Liebeserklärung veröffentlichte er 1933 – praktisch ein Abschied! – bereichert um 29 Zeichnungen von Hans Meid; heute ein Regio-Klassiker mit den Bildern von Emil Bizer, Oase-Verlag, 1995), in der Nähe von Annette Kolb (die einen Münchner Vater und eine Pariser Mutter hat). 1926 wird Schickele Mitglied in der „Preußischen Akademie der Künste“, er pflegt seine Freundschaft mit Thomas Mann, Hermann Hesse, Ricarda Huch, Franz Werfel, Alfred Döblin u. a.: „Immerhin gehörte ich zur deutschen Literatur“. Er wird freilich nicht von allen verstanden: „... ein blöder Töpel

allein setzt sich an den Rand des Schwarzwaldes mit dem einzigen Lebenszweck, elegisch in das Elsass hineinzustieren . . . Mach, dass du heimkommst!“ Bisweilen kommt er ins Grübeln, vor allem wenn er – seltene – Besuche im Elsass macht. „Wir nannten diese Besuche die Antäus-Viertelstunden“: Antäus, ein Gigant der griechischen Mythologie, nötigte Passanten, mit ihm zu ringen; solange er in Berührung mit seiner Mutter Erde war, wuchsen ihm immer neue Kräfte zu; Herakles hob ihn hoch – und erdrückte ihn [vgl. das Gedicht von Marie-Luise Kaschnitz: „Wer bin ich denn, dass ich mich mit Antäus vergleiche. Wenig weiß man von ihm. Nur dass er ein Riese an Kraft war, solange seine Füße Heimateerde berührten . . .“] – „Viertelstunden“? – „Wir waren auf einen Abendschoppen gekommen und blieben fünf Tage . . .“.

CITOYEN FRANÇAIS UND DEUTSCHER DICHTER

Der zweisprachige Elsässer Schickele stellt fortan Leben und Kunstwerk ganz unter das Ziel deutsch-französischer Verständigung. Er sieht das Elsass im Schnittpunkt unterschiedlicher Einflüsse und betraut mit der Fähigkeit, Gegensätzliches zu vereinen in einem „pazifistischen Europa“, denn „das Land zwischen Schwarzwald und Vogesen ist der gemeinsame Garten, wohin deutscher und französischer Geist ungehindert verkehren, sich einer am anderen prüfen und die gemeinsamen Werke errichten, die neuen Denkmäler Europas.“ Er träumt ganz naiv davon, „die Marseillaise zu singen, aber mit deutschen Texten“ („chanter la Marseillaise sur des paroles allemandes“). „Wir Elsass-Lothringer können gar nichts anderes sein als leidenschaftliche Pazifisten. Wir können nie und nimmer gelten lassen, dass ein Krieg zwischen Deutschland und Frankreich unvermeidlich sei, weil dieser Krieg das Fürchterlichste wäre, was uns widerfahren könnte“. Er hofft auf ein „elsässisches Elsass“ – nämlich „eins, das aus deutschem und französischem Wesen gemischt ist“ – in einer europäischen Lösung ohne das „Trauer- und Satyrspiel zwischen Rhein und Vogesen“.

Le 1^{er} Grande... M^{rs}... Janvier... mil neuf cent quarante.
 Dix... heures... est décédé en son domicile...
 15 Rue du Pavillon Marie Armand Maurice René
 Schickel, né à Obernai (Bas Rhin) le quatre
 août mil huit cent quatre vingt trois, professeur
 comme de lettres fils de Jacques Antoine Schickel
 et de Marie Alice Gerard, époux décédés, époux
 de Anna Brandenbiere.

Dressé le ... Premier... Février... mil neuf cent quarante
 ... Neuf... heures... sur la déclaration de Georges Haus...
 ... quarante quatre ans,
 profession de Directeur des Pompes Funèbres.
 domicilié à Vence... qui, lecture
 faite, a signé avec Nous, Joseph Barrière, Adjoint au...
 maire d'ence, Officier de l'Etat Civil par délégation.

Jany
 Jany

Totenschein, Bürgermeisteramt Vence: 31. Januar 1940

Schickeles Vision: „Das Land der Vogesen und das Land des Schwarzwaldes waren wie die zwei Seiten eines aufgeschlagenen Buches – ich sah deutlich vor mir, wie der Rhein sie nicht trennte, sondern vereinte, indem er sie mit seinem festen Falz zusammenhielt“. Sein „Plädoyer für die Gemeinsamkeiten diesseits und jenseits des Rheins“ (Gustav Faber) bleibt zeitlos gültig.

CHANCE EINER „DOPPELKULTUR“?

„Das Elsass ist der gemeinsame Garten, worin deutscher und französischer Geist ungehindert verkehren“. Oder ist das Elsasserschicksal doch eher ein Unsegen, ein Unheil?

Schickele sieht sich als „französischer Europäer, Dichter deutscher Sprache, aus alter elsässischer Familie“ – mit der realistisch ergriffenen Chance des engagierten Grenzgängers und dem Auftrag einer „Doppelkultur“. Er pflichtet seinem Freund Stadler zu: „Elsässertum ist nicht etwas Rückständiges,

landschaftlich Beschränktes, nicht Verengung des Horizonts, Provinzialismus, ‚Heimatkunst‘, sondern... ein fester Kulturbesitz, an dem romanische wie sowohl germanische Tradition wertvollste Bestandteile abgegeben haben...“ Schickele weiß, „was das Elsass über alle Provinzen von Deutschland erhebt: die Blüte zweier Traditionen...“, eine Elsass-Identität, die „weder nach Berlin noch nach Paris“ führt. Und vor allem: ein irdisches Paradies, das er ohne Gefühlsschwelgerei und geschwätzigen Lyriismus besingen will.

„DIE WELT TEILT SICH IN ZWEI LAGER“

Am 15. Juni 1932 schreibt Schickele in sein Tagebuch: „Hitler ante portas“. Er sieht „eine mehrjährige Sonnenfinsternis“ voraus, ein „Jahrhundert der Angst“ und der Orientierungslosigkeit. Er spürt: „Die Welt teilt sich in zwei Lager... Ich will lieber völlig unterliegen, als nur mit halbem Herzen bei einer Partei zu sein“. Das Schicksal politischer

Freunde, z. B. des großen badischen Sozialdemokraten Ludwig Märum (1934 ermordet, der Öffentlichkeit wird Freitod vorgetauscht), reizt ihn zu scharfen Stellungnahmen. Im Elsass wird er von manchen als „Verräter“ diffamiert, ausgegrenzt als „auteur tabou“ totgeschwiegen, die Beziehungen sind vergiftet; die SS-Zeitschrift „Deutsche Treue“ zählt ihn zu den „intellektuellen Kreisen“, in denen man „jenes zersetzende Gift“ finde, „welches das Volk bis in die letzten Wurzeln seines nationalen Bewusstseins zerfressen hat“. Die Parallele zu Heinrich Heine – ein Jahrhundert früher – drängt sich auf. Der Präsident der Preußischen Akademie der Künste teilt ihm 1933 mit, dass er „künftig nicht mehr zu den Mitgliedern der Abteilung für Dichtung gezählt“ werden könne. Schickele weiß: „Wenn es Goebbels gelingt, unsere Namen von den deutschen Tafeln zu löschen, sind wir tot. Gespenster in der Diaspora . . .“. Thomas Mann bestätigt ihm: „Schickeles Bücher sind innerhalb unserer Prosa etwas absolut Außergewöhnliches an Geist und Grazie . . . Schickeles Sprache ist immer wie ein Hochzeits-Carmen zwischen Deutschland und Frankreich“. Stilistische Sicherheit und Weite des Horizonts, „Ernst ohne Schwere, Innigkeit ohne Sentimentalität“ (E. Stadler) werden Schickele vielfach attestiert, vor allem aber seine Vorreiterrolle im „geistigen Elsässertum“, seine seelische Standhaftigkeit, seine visionäre Mission.

EMIGRATION – ISOLATION – TOD IM EXIL

1938 erscheint noch einmal ein Schickele-Buch: *Le Retour*, sehr autobiographisch, auf französisch. Schickele wird entwurzelt, wird Opfer des Elsass-Dramas; auch seine Bücher werden verbrannt. An Thomas Mann schreibt Schickele 1937, der Humor werde ihm zum „Schwimmgürtel“, um zu überleben; es war Galgenhumor. Auch er flieht in die Provence, zu den „Sanary-Deutschen“ (in „Sanary-la-Boche“) – wie Thomas und Heinrich Mann, Annette Kolb, Feuchtwanger, Arnold Zweig, Ludwig Marcuse. „Ich lebe in mehr als einer Weise im Exil: französischer Staatsangehöriger und deutscher Dichter, im Elsass wurzelnd,

ohne dort leben zu können . . .“. Ein praktisch ungeliebtes Leben. Und Schickele will nicht mehr leben. Seit Dezember 1933 ist Schickele in Badenweiler polizeilich abgemeldet, 1934 zieht er von Sanary um nach Fabion bei Nizza, im September 1938 nach Vence.

René Schickele stirbt am Abend des 31. Januar 1940, er wird im fernen Vence, 10 km vom Meer zwischen Cannes und Nizza, beerdigt. Erst Jahre später (30. 4. 1956), geht sein Wunsch in Erfüllung: „Nun jedenfalls will ich dort begraben sein, auf dem kleinen Lipburger Friedhöfle“. „Hier wollte ich einmal ruhen, bis die Posaunen des ewigen Sommers mich weckten“. In Badenweiler-Lipburg, im schmalen Seitental, einer Welt von besonderem Liebreiz und in beruhigender Abgeschiedenheit der Historie („es ist ein wunderbarer Platz zum Alleinsein, zum Schauen und jener tiefen Art von Schau, dem Horchen . . .“), wird aber schon 1947 ein Gedenkstein errichtet, auf dem der Dichterfreund Kasimir Edschmid Leistung und Leben von René Schickele in das schöne Wort fasst: „Sein Herz trug die Liebe und Weisheit zweier Völker“ – „Son coeur portait l'amour et la sagesse de deux peuples“.

Ist im kulturellen Gedächtnis der Menschen am Oberrhein René Schickeles Platz gesichert? Selten ist eine künstlerische Aussage so sehr als Lebensgeschichte seines Schöpfers zu verstehen gewesen wie das Werk von René Schickele. Somit bleibt vor allem auch diese kulturpolitische Herausforderung und ein bisschen Hoffnung auf die Realität von morgen. In Obernai ist am Geburtshaus eine Gedenktafel angebracht: „Ecrivain alsacien et esprit européen“. In Badenweiler lebt die Erinnerung weiter im Schickele-Brunnen, in der „Schickele-Stube“ im Gasthaus „Schwanen“ (seit 1869 im Besitz der Familie Rüdlin), im Schickele-Weg in Lipburg, natürlich im René-Schickele-Haus in der Kandernerstraße, vor allem aber am Grab auf dem Lipburger Friedhof. Er ist also noch präsent in seinem Badenweiler – auch noch in der Regio, in Europa? Wir erwarten dringend neue Auflagen seiner Werke. Einen wichtigen Beitrag leistete Annemarie Post-Martens, die den authentischen und vollständigen Text von 4 der „Blauen Hefte“ edierte und kommentierte, die wichtigen Tagebuchnotizen von 1932/33, die

Nr. 96

Oberkubheim am 6. August 1883.

Vor dem unterzeichneten Standesbeamten erschien heute, der
Persönlichkeit nach _____

_____ bekannt,
Das Polyz. Commissar Schickele Jacob Anton _____

wohnhaft zu Oberkubheim, Grüns. Viertel _____
_____ Katholischer Religion, und zeigte an, daß von der
Marie Elisa Schickele, geb. am 17. Febr. 1851, in _____

_____ Katholischer Religion,
wohnhaft in _____

zu Oberkubheim, in Grüns. Hofnung _____
am _____ 10. August _____ des Jahres
tausend acht hundert _____ achtzig und zwei, Kaufmittags
um _____ Uhr ein Kind männlichen
Geschlechts geboren worden sei, welches _____ Vornamen
Marie, Armand, Moritz, Rene _____

erhalten habe _____

Borgelesen, genehmigt und unterschrieben
J. A. Schickele

den Schlüssel bieten für die Deutung des Spätwerks und sehr konkrete Zeitgeschichte. Aber am besten wäre Schickeles Vermächtnis aufgehoben in den Schulen – nach dem Beispiel Badenweilers, wo z. B. bei der Entlassfeier 2003 der Schulname mit Schickele-Texten durchbuchstabiert wurde, das „R“ z. B. so: R = Rhein: „Das Land der Vogesen und das Land des Schwarzwaldes sind wie die zwei Seiten eines aufgeschlagenen Buches – ich sah sie deutlich vor mir, wie der Rhein sie nicht trennte, sondern vereinte, indem er sie mit seinem festen Falz zusammenhielt. Die eine der beiden Seiten wies nach Osten, die andere nach Westen, auf jeder stand der Anfang eines verschiedenen und doch verwandten Liedes. Von Süden kam der Strom und er ging nach Norden, und er sammelte in sich die Wasser aus dem Osten und die Wasser aus dem

Westen, um sie als Einziges, Ganzes ins Meer zu tragen . . . und dieses Meer umschloss die große, von den jüngsten unersättlichen Söhnen des Menschengeschlechts bewohnte Halbinsel, in die das gewaltige Asien deutlich endet . . . Europa“.

Wichtigste Quelle für diesen Text

Adrien Finck, Introduction à l'oeuvre de René Schickele. Salde/Morstadt 1982.

Anschrift des Autors:
Adolf Schmid
Steinhalde 74
79117 Freiburg

Hinweis

Antiquariatskatalog „Südwestdeutsche Klosterlandschaft – gestern und heute“

Aus Anlass der Landesausstellung Baden-Württemberg 2003 „Alte Klöster – neue Herren. Die Säkularisation im deutschen Südwesten 1803“ in Bad Schussenried hat das Antiquariat Hieronymus einen Antiquariatskatalog „Südwestdeutsche Klosterlandschaft – gestern und heute“ (Ordensgeschichte VIII) herausgebracht.

Antiquariat Hieronymus, Seestraße 5, 71638 Ludwigsburg, Tel.: 0 71 41/92 96 04
Fax: 0 71 41/92 96 04.

Nachtrag

Das Foto „Peter Huchel“ in Heft 2/2003, S. 295, stammt von Leif Geiges. Wir danken Frau Vreni Geiges, die das Foto der Badischen Heimat kostenlos überlassen hat.

Die Redaktion